

Der Wilderer.

Erzählung von Oskar Staudigl. (Fortsetzung.)

2.

Das letzte und schlechteste Haus des Dorfes ist die Behausung des „Berger Toni". Sein eigen Haus ist es schon lange nicht mehr. Der Buchner, der reichste Bauer im Dorf, der Vater der Neßl, hat dem Toni die paar Gulden noch ausbezahlt und das Haus ging als Bezahlung der Schuld, mit der Tonis Vater aus dem Leben geschieden war, an Buchner über. So war er denn Mieter des Hauses geworden und sollte, da er den Zins nicht zahlen konnte, gar bald auch dies nicht mehr sein. Die paar Gulden hatten nicht einmal hingereicht, um die vielen anderen Gläubiger zu beschwichtigen, geschweige denn zu befriedigen. Die Arbeit Tonis trug kaum so viel ein, sich und seiner Mutter Leben zu fristen, die drückenden Zinsen zu zahlen, nicht daran zu denken, von der Schuld etwas abzutragen! Nun; lag gar noch die Mutter sterbenskrank darnieder, brauchte den Arzt und Arzneien und, was das notwendigste wäre, eine gute, nahrhafte, kräftigende Kost!

So sitzt denn Toni mit all den Gedanken im Kopfe, einem liebeskranken Herzen in der Brust, elendtraurig auf der Hausbank. Eine Sorge ist ihm, freilich nur auf kurze Zeit, vom Herzen genommen worden: Der Hunger der Mutter ist gestillt, und erquickender Schlaf umfängt sie. Aber er hat ja der Kümmernisse mehr. Traurig blickt er vor sich hin, durchdenkt sein Leben wie es war, wie es ist und wie es wohl noch werden wird! Als vierzehnjähriger Bursche war er in die Stadt, zu einem Schneider in die Lehre gekommen. Er hatte zwar tief in seiner Brust den Wunsch gehegt, in der Stadt weiter lernen zu dürfen, aber Not läßt nicht lange wünschen, und er war froh, in der Stadt sein zu können. Hatte er auch zum Nadelhandwerk nur wenig Lust, so war's ihm doch tausendmal lieber, als im Heimatdorfe Vieh hüten zu müssen, und er dachte sich, auch in dieser Kunst kann man's zu etwas bringen. Dazu hatte ihn der Meister ohne Lehrgeld genommen und war ein recht lieber, guter Mann. Er hielt aber auch etwas auf Fortbildung, und hatte deshalb nichts dagegen, wenn sein Lehrling nicht nur aus der Buchhandlung nebenan die für den Meister entliehenen Bücher holte, später sogar selbst auswählte, sondern auch in den Feierstunden die Bücher durchlas; denn der in Büchern niedergelegte Schatz hat den Vorteil, daß jeder sich davon aneignen kann, soviel er mag, sich bereichern kann, ohne daß das „Kapital" aufgezehrt wird; ja der Lehrherr freute sich, daß das ohnehin schwer genug verdiente Abonnementsgeld auch seinem Lehrjungen zu nutze käme. Nicht so erfreut war aber der Meister über die Beobachtung, daß sein Lehrjunge zum Schneiderhandwerke wegen Mangel an Freude und Lust dazu, wenig tauge.

Ohne daß nun Toni eine Ahnung davon hatte, war er gar oft der Gegenstand eines Zwiegespräches der beiden Nachbarn. Eines schönen Tages stellte der Meister dem überraschten Toni die Frage, ob er nicht seinen Lehrplatz mit dem des Lehrjungen beim Buchhändler vertauschen möchte. Der Junge beim Buchhändler wäre zwar brav, hätte aber mehr Lust zur Schneiderkunst.

Toni hatte sich schnell dazu entschlossen, froh und dankbar ging er den Tausch ein, und so ward er Laden- und Laufbursche des Buchhändlers, der wie Nachbar Schneider den Tausch nicht zu bereuen hatte. Toni war nun in seinem Himmel. Seiner Lesewut konnte er nun Stoff nach Herzenslust zuführen, wenn es seine freie Zeit erlaubte, denn er mußte ja auch die Gewerbeschule, deren regelmäßigster Schüler er wurde, besuchen.

Nach drei Jahren ward aber dieses Glück zertrümmert. Tonis Vater war gestorben. Toni mußte nun nach Hause und für seine alte, kränkliche Mutter sorgen. Weinend verließ er die Stadt, und blickte traurig in die Zukunft, sein Traum zerrann! So heldenmütig auch der Junge in der Stadt für seine Zukunft gekämpft, gearbeitet hatte, so schwach, ja fast willenlos machte der Schicksalsschlag den Jüngling und selbst jetzt, wo Toni zum jungen Manne herangereift ist, hat er seine frühere Thatkraft, sein Selbstvertrauen nicht mehr gefunden! Sechs Jahre hat Toni so das Leben eines Knechtes ertragen. Nun hat ihn die hoffnungslose Liebe zur reichen Neßl noch mutloser gemacht. Die Krankheit seiner Mutter, die Gefahr des Hinausgeworfenwerdens bringt ihn nun der Verzweiflung nahe.

Marienbad. Nach einer Photographie von F. Friedrich. (Mit Text.)

„Die vierzig Gulden muaß i auftreib'n, und wann —" murmelt

Toni vor sich hin und verfällt dann wieder in stilles Sinnen und erst der Gruß des daher kommenden Franz wecken ihn aus seinen trübseligen Betrachtungen.

„Grüß Gott, Toni! sitz'st ja da wiar d'Katz bei sieb'n Tag Regenwetter!"

„Wenn Du in meiner Lag wärst, thatst a anders drein schaun; sei froh, daß d' nit in meiner Haut steckst!"

„Freili, freili; weil's mir nit guat passen that! Aber sunst war i an Deiner Stell froh; hast ja an Schatz, der die recht schön z' tröst'n waß!"

Da springt Toni auf und richtet sich stramm in die Höhe, blickt zornig blitzend den andern an, daß der fast erschreckt zurückweicht, weil's ihm fast ein Wunder dünkt, den sanften Toni „wild" zu sehen.

„Still! sag' i, i hab kan Schatz! Oder waßt Du's besser, so red'; wen manst mit Dein Spott?"

„Nan, war ja nit bös g'mant; d' Förster-Lisi hab i g'mant; d' Lisi!" sagte Franz und wirft einen forschenden Blick auf Toni.

„Ah — so!" antwortet der gleichgültig und setzt sich wieder nieder. „D' Lisi is doch Dein Schatz? Oder nit?"

„Mir ist's ja recht, wann i mi täuscht hab!" sagte Franz, indem er den Blick zu Boden senkte.

Ein Seufzer löst sich da aus Tonis Brust und lächelnd spricht er: „Nan, da hast Dich ordentli verrech'nt! Mein liaber Franz, i hab kan Schatz, darfst mir's glaub'n, das Liadl paßt auf mich:

„Dös Glück hat gar weng auf mi jetzt no denkt,
Hat Elend und Surg nur und Kummer mir g'schenkt!
Bei d' glücklich'n Leut, ja da findt i kan Platz,
Hab drein in mein Kasten und im Herzen kan Schatz."

Da sagt Franz kleinlaut darauf: „I hab Di aber heut mit der Lisi so vertrauli beisamm stehn g'seh'n und —"

Toni schaut sein Gegenüber forschend an und sagt: „So? — Na ja; mein Elend hat's halt g'rührt! Kummt eh selt'n vur, daß man an mitleidigs Herz findt!"

Diese kurze Antwort machte Franz wieder mißtrauischer. Eine lange Pause folgt, jeder ist mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Franz kämpft seine Eifersucht nieder und es wälzt sich all sein Groll auf Lisi, denn er glaubt nicht anders, als daß nur Lisi in Toni „verbrennt sei".

Toni heckt einen Plan aus. Not und Verzweiflung haben ihn auf einen Gedanken gebracht, an dem er jetzt mit solcher Zähigkeit hängt, als müßte und könnte nur der ihm allein Rettung bringen.

Zögernd beginnt Toni wieder das Gespräch: „Franz, Franz, nimm mir d' Frag nit übel, aber —"

„Na, was denn? frag' nur!" fällt Franz ermutigend in die Rede.

„Aber so gieb mir die Hand drauf, daß d' mir nit bös wirst."

„Aber nan! sag i! Da hast mein Hand d'rauf!" sagt Franz und streckt Toni die Rechte entgegen, die der mit festem Drucke faßt.

„Sag' mir, Franz, ist's wahr? Du gehst wildern?"

Zornig springt Franz auf, aber er faßt sich schnell, gedenkt seines Versprechens und sagt ruhiger: „Also Du red'st a den Unsinn nach? Wo i hinkumm, fangens vom Wildern z'red'n an; jetzt wird's mir aber bald z'viel sein!"

„Also, so wilderst nit?" sagte Toni enttäuscht!

„Möchtst denn Du gar hab'n, daß i an Wild'rer wär?" fragt Franz verwundert.

Treuherzig sagt Toni: „Ja, Franz! Wirkli, mir war's recht g'wesen."

„Was? Dir war's recht g'wesen? Ja wozu brauchst denn Du an Wilderer?" sagt Franz erstaunt und setzt sich an Tonis Seite.

„Hör mir zua, Franz, i vertrau Dir!" sagt Toni leiser und rückt näher an Franz hin. Nun erzählt der Toni dem Franz schlicht und einfach sein Elend und Not, aber so tief ergreift's den Zuhörer, daß dieser nicht nur tief mitfühlend, nein auch begeistert den Erzähler anblickt, daß dieser bis jetzt so standhaft, heldenmütig des Schicksals schwere Schläge ertragen hat. Ihm hat ja nur bis jetzt des Lebens heit're Seite gelacht! Aber auch mit Stolz erfüllt's den Franz, daß Toni ihn seines Vertrauens würdig hält, ja ihn um Rat und Unterstützung bittet. Vergessen ist die Scene von Mittag, die ihn mit zornigem Mißtrauen gegen Toni erfüllt hat.

Franz ist nun der opferfreudigste Freund; aber doch erkennt man an den Mienen des jungen Müllers, daß er einen inneren Kampf kämpft. Da macht er dem Toni einen Vorschlag, doch dieser sagt abweisend:

„Nan, nan, i dank Dir! Geld nimm i nit g'schenkt und nit z'leih'n! Hätt's mein Vater gottselig nur a so g'halt'n! Wär's Elend nit so groß g'word'n! Dös z'Leihnehmen war bei mir nit anders, als wann i Dir's stehl'n that, denn i waß, daß i Dir's nimmer z'ruckzahl'n kann! I sieh, du bist mit meiner Idee nit einverstand'n, und daß i Dir so was zuag'mut' hab', sei mir nit bös! Aber auf Dein Verschwiegenheit kann i rechna? — Ja? I versuch's allani, denn i waß kan andern Ausweg!"

„Sei nit so dumm! Toni!" sagt Franz beschwichtigend; „wollt' Dir ja nur an G'fälligkeit erweis'n, hab mir denkt, so gangs einfacher; wannst aber durchaus nit willst, kann i nichts mach'n; aber allan laß i Di jetzt nimmer geh'n; Was denkst denn von mir! Sollst Di an kan Unrecht'n g'wendt hab'n. Da hast mein Hand drauf! Jetzt aber paß auf; ih hab Dein' Entschluß g'hört, jetzt laß mi red'n; jetzt wer i Dir sag'n, wiar mir's mach'n müssen, denn dös waß i besser!"

Es folgt wieder ein langes, flüsternd geführtes Gespräch. Als sich endlich beide erheben, sich zum Abschied die Hände reichen, sagt Franz: „An Stund nach Mitternacht in der Muttergottesscheuer am Schobers! Alles besurg i! B'hüat Gott!"

3.

Auf einem der Berge, die rings das Dörfchen Lugau umlagern, auf dem Schoberberge, steht die „Muttergottesscheuer," eine halb verfallene, unbenützte Scheune, die auf der Innenseite des Dachvorsprunges mit einem uralten Muttergottesbild geschmückt ist und daher den Namen führt. Es ist eine herrliche Herbstnacht! Tief im stillen Frieden der Nacht liegt unten das Dörfchen.

In der Ferne hört man das Rauschen des Flusses, der in einer S-Windung das Dorf und den Wald umschlingt und ein Nebelstreif zeigt den Lauf des Wassers an. Da nähert sich der Muttergottesscheuer vorsichtig schleichend eine Gestalt; sie bleibt jetzt ängstlich lauschend stehen; vom Forsthause unten war das kurze Gebell eines Hundes heraufgedrungen; nun kommt der nächtliche Wanderer zur Scheune. Der Mann, der sich so vorsichtig heranschleicht, ist der Toni. Noch einmal späht er in die Runde, lauscht einige Sekunden und verschwindet in der Hütte. Stockfinster ist es da; er ruft leise: „Franz! Franz!" doch keine Antwort! Inzwischen hat sich sein Auge an das Dunkel gewöhnt, er sieht, daß er allein ist. „Er is no nit da! Bin ja a um a ganze Stund' z'früh komma!" — „Um ruhiger z'werd'n," setzt er nach einer kleinen Weile dazu und beginnt unruhig im engen Raume hin und her zu gehen. Sein Herz wird von Angst, Sorge und Gewissenskampf gequält. In abgerissenen Sätzen führt er sein Selbstgespräch: „Hätt' mir's nit denkt, daß i amal — zu an Wilderer werd'n könnt —" — „Was 's Elend alles aus an macht. — Wenn's dich aber erwischen, ist's aus! Wann uns der Buchner nauswirft, so ist der Mutter —"

Toni bleibt einige Minuten stehen, vor sich hinstarrend. Nun beginnt er sein Auf- und Abgehen wieder. „Wenn's d'Neßl erfahrt, was wird sich die von mir denken? Wird die dann no rot werden, wann aner mein Nam' vor ihr ausspricht? — A ja, aber vur Schand, daß's amal an Wilderer, an Wilddieb gern g'habt hat! — An Wilddieb! Wilddieb —! Wia dös klingt! — Wiar wär's, wann i wieder furtgang? Da — war i, der Franz is nit kumma, also —" Er is eh nit gern ganga! Vielleicht war er selber no nit wildern, und i bring' ihn erst recht — dazua! — Toni, Toni, an andern hast dann a am G'wissen! — Aber d' Leut red'n do alle, daß er a Wilderer is! Freili! Und jetzt'n wieder furt geh'n? Die Zeit is no nit da, wo wir uns z'sammb'stellt hab'n! I kann mi ja a verschlafen hab'n? Er waßt's ja net, daß mi die Angst wieder z'Haus trieben hat."

Toni setzt sich nachdenkend auf eine Schütte Stroh, die in einer Ecke der Scheune ausgebreitet war. Plötzlich springt er auf und ruft: „I geh furt! ih geh! — Aber der Buchner! Der Buchner will sein Geld! Wann er uns 'naus wirft, ist's der Mutter ihr Tod!" — Da wirft er sich verzweifelnd auf das Stroh. Wer vermag den Schmerz des Gequälten zu schildern? Sein Herz krampft sich zusammen, die Brust droht es zu sprengen! O armes Menschenherz! Gleichst Du da nicht der Natur, die in banger Ruhe vor einem Gewitter, qualvoll still dem Ausbruch der Elemente harrt, sich sehnt und doch fürchtet vor der eigenen wilden Gewalt? Bis endlich mit des Sturmwinds Sausen in voller Macht und Wut das Wetter niederprasselt! Geht's nicht durch die Schöpfung wie erlösendes Seufzen, wenn's milde dann vom Himmel strömt? Wird's Dir nicht leicht, o Menschenherz, wenn sich der Thränen sanfter Lauf ergießt? So auch ergeht's dem armen Toni. Sein herzzerreißendes Schluchzen wird zum stillen Weinen; ruhiger wird das Herz; der Aufregung folgt die Erschöpfung. Er vergißt die Gegenwart. Bilder der Vergangenheit steigen vor seinen inneren Augen auf. Er glaubt noch der glückliche Lehrjunge zu sein. Jetzt ist er beim Buchhändler beschäftigt, einen großen, großen Berg Bücher zu ordnen. Es will ihm aber nicht gelingen! Da erkennt er unter der Bücherlast seine Mutter. Er will sie befreien, sonst wird sie erdrückt. Aber die Bücher werden immer schwerer und schwerer; es sind Holzstöcke geworden, Baumstämme, die er nicht wegwälzen kann! Buchner schaut ihm höhnisch lachend zu. Da kommt die Lisi; sie sagt ihm, daß die Neßl ihn so gern hat. Ei wie wird er da so stark! Schnell ist seine Mutter befreit und er schafft sie mit Hilfe Lisis nach Hause und ins Bett. Da muß er hinaus um Wasser; ein Krach; er sieht sich um, das Haus stürzt ein! Er hört das Hilfegeschrei der Frauen, er will helfen, retten!

Der Buchner aber packt ihn, schlägt ihn nieder, bindet ihn und schleppt ihn in die Muttergottesscheuer, wirft Stroh auf ihn, damit er nicht zu finden sei. Er will um Hilfe schreien, aber keinen Ton bringt er heraus. Die Fesseln will er zerreißen, aber er ist zu schwach! Da kommt Franz zur Thür herein; er sucht den Kameraden und ist ganz verwundert, ihn nicht zu finden. Toni will ihm schreien. Vergebliches Mühen. Jetzt kommt Franz in seine Nähe. Da sieht er ihn endlich liegen; er beugt sich nieder; er leuchtet ihm ins Gesicht und schreit entsetzt: „Er is tot! tot!" Ich bin nit tot; nit wahr ist's, will Toni rufen, aber nur ein Stöhnen bringt er hervor und Franz hört's nicht. Da schaut Neßl zur Thür herein: „Neßl! Bei meiner Liab! I hab Di gern, Neßl, Neßl!" preßte er heraus. Aber auch sie hört ihn nicht und eilt hinweg. Franz löscht seine Laterne aus und geht; er läßt ihn allein. Da fällt er auf einmal tief und tiefer; er rollt einen Abhang hinunter und unten wartet ein wild schäumender See, um ihn zu verschlingen. Jetzt bleibt er an einem Felsen hängen; ein mächtiges Adlernest ist da; der Aar faßt ihn, zerhackt seine Bande und setzt ihn in sein Nest. Toni muß fliegen lernen. Ha! wie das lustig ist, über Meer, Berg und Thal im weiten, blauen Aether zu schweben! Aber es zieht ihn mit Sehnsucht hinab zu den Menschen. Er fliegt zu Neßls Fenster und guckt hinein! Da sitzt sie drin und weint um ihn, denn sie meint, er sei tot. „Neßl, Neßl, i bin da! ich leb' ja, bin nit tot!" Aber Neßl versteht sein Gekrächze nicht, er ist ja ein Vogel geworden! — Nun kommt Buchner; er sieht den Adler, nimmt das Gewehr und legt auf ihn an. Schnell fliegt er fort, es bangt ihm um sein Vogelleben! Aber ein Knall und die Kugel saust herbei, trifft ihn in den Flügel und Toni stürzt hinunter in die Tiefe! Ein Baum aber hemmt seinen Fall; mit Mühe klettert er hinab und steht im finstern Wald! Hu, wie kalt es ist! Da flackert vor ihm ein Licht auf! Er faßt seinen Stock fester und tappt vorwärts, dem Lichte nach. Doch dieses tanzt immer weiter und weiter fort. Einmal glänzt es grün, dann blau, rot, gelb! Jetzt bleibt es ruhig; er kommt näher; er erkennt's, es ist ein Hirsch, ein prächtiger Hirsch mit goldigem Geweih, das so glänzt und flimmert und leuchtet! Wenn er diesen Hirsch schösse, aller Kummer, alle Sorge wäre weg! Hätte er nur eine Flinte mit. Franz hat ja versprochen, eine mitzubringen! Doch was sieht er? Statt des Stockes hat er nun eine Büchse in der Hand! Geladen ist sie auch! Er setzt an. Doch nur Geduld. Das Herz pocht zu heftig, da giebt's keinen sichern Schuß. Wenn der Schuß nur nicht so heftig knallen möchte! Der Hirsch will weg! Nur schnell angelegt! Piff! Der Hirsch ist gefallen! Aber der Schuß hört nicht auf zu knattern! Das Echo hallt fort und fort und trägt den Knall hinaus! Nur schnell den Hirsch gefaßt und davon, eh' der Jäger kommt! Doch im Walde wird es schon lebendig. Er hört's schon rings herum lärmen und schreien: „Wilddieb, Wilddieb!" Der Jäger kommt, die Hunde bellen, man hetzt sie auf ihn an. Nur fort zur Scheuer. Wenn nur der Franz da wäre, daß er ihm helfen würde! Wie ihn die Last drückt! Er kommt kaum damit fort! Die Füße sinken bei jedem Schritte in den Boden. Das Blut des geschossenen Hirschen rinnt über ihn und wird ihn verraten! Ha, dort ist die Muttergottesscheuer! Die Verfolger kommen aber auch immer näher und näher! Doch jetzt hat er die Hütte erreicht! Gott sei's gedankt! Er wirft den Hirsch weg, aber ein Schuß kracht, des Jägers Kugel hat ihn in den Kopf getroffen, er fällt hin — da schlägt er die Augen auf — ein Seufzer ringt sich los, das Ganze war nur ein schrecklicher Traum gewesen, zum Glück, ein Traum! Nach und nach entsinnt er sich der Wirklichkeit! Er springt auf. Er bemerkt mit Erstaunen, daß der Morgen schon graut. „Der Franz no nit kommen?" fragt er sich verwundert. „Warum ist er nicht gekommen, der müßte ja schon lange da sein?" Da fällt sein Blick auf den Boden, da liegt vor ihm ein geschossener Hirsch. Wie wahnsinnig blickt er auf das tote Tier, dann schreit er: „Jesus Maria! Da liegt ja der Hirsch! So bin i ja do a Wilderer, a Wilddieb und 's war nit alles an Traum?"

Er faßt sich mit beiden Händen den Kopf, ob er denn wache oder noch träume. Noch liegt ihm die Angst des Traumes in den Gliedern; noch hat er ja seine ganze Besinnung noch nicht gefunden, noch steht er unter dem lähmenden Eindruck des plötzlich vor ihm liegenden Wildes, das ihn in die Ungewißheit stürzt, ob der Traum Wirklichkeit, oder die Wirklichkeit ein Traum sei. Da hört er Schritte vor der Scheune. Also es ist Wirklichkeit! Das ist der Jäger! fährt's ihm in den Kopf. Schnell schleppt er den Hirschen ins Stroh, dann verkriecht er sich auch, obwohl er ja im Grunde genommen nichts zu fürchten hätte, aber noch lähmt ja die Angst und Aufregung sein klares Denken. Da öffnet sich die Thür und herein kommt ein Mann mit einem erlegten Hirschen.

„Wieder ein Prachtkerl!" murmelt der Ankömmling.

(Fortsetzung folgt.)

Manöverbilder.

Militär-Humoreske von Viktor Laverrenz.

(Fortsetzung.)

Sobald man eingerückt war, begannen die ruhebedürftigen Leute auf das schleunigste die Pferde abzusatteln, indem sie gegen alle Vorschrift nur den Bauchgurt und das Vorderzeug aufschnallten und sodann den Sattel mit dem sämtlichen Gepäck herunterrissen. Sergeant Wetter war zu müde, um sonderlich darauf zu achten, daß Packtaschen, Karabiner, Mantel, Futtersack, Eisentasche, Kochgeschirr und so weiter vorschriftsmäßig einzeln abgepackt würden, beschränkte vielmehr seine Thätigkeit darauf, an einen Pfosten gelehnt und auf seine Plempe gestützt in der Stallthür zu stehen, nach Kavalleristenart an einem fragwürdigen Strohhalm zu kauen und die Soldaten zu noch größerem Eifer anzuspornen.

Die beiden Einjährigen hatten inzwischen den schweren Kommißsäbel abgeschnallt, die Czapka mit der bequemeren Mütze vertauscht und warteten, mit den Händen in den Hosentaschen auf ihre Burschen, welche mit den Pferden beschäftigt waren. Nur Schnuphase machte sich noch einen Augenblick an den Packtaschen zu schaffen; er nahm sich das fünfte und sechste Taschentuch heraus.

Nach Verlauf einer Viertelstunde konnte aufgebrochen werden. Die beiden Kameraden erkundigten sich bei Wetter nach dem nächsten Appell, empfingen von diesem ihren Quartierzettel und verabschiedeten sich voneinander, da jeder ein eigenes Logis (?) bekommen hatte.

Spender fragte sich nun, gefolgt von seinem über und über mit Sachen beladenen Burschen, durch das ganze Dorf nach seinem Quartier. Er hatte auf diesem Wege einen kleinen Bach zu kreuzen, der nur auf einigen großen, in dem schmutzigen Wasser liegenden Steinen, über welche man mit einiger Vorsicht balancieren mußte, passiert werden konnte. Jenseits lag das zu seinem Quartier bestimmte Bauernhaus.

Es war ein ärmliches, niedriges Gebäude, welches nur aus einem Geschoß bestand, das wiederum nur eine Stube und eine Küche enthielt. Auf Spenders Klopfen erschien ein wenig wohlhabend aussehender Bauer, welcher beim Anblick von zwei Mann in den klagenden Ruf ausbrach: „Nun auch noch zwei Mann Einquartierung; wir sollten doch nur einen bekommen und auch der wäre für uns zu viel; wir haben selbst nicht viel zu essen."

Und nun ergoß er seine Klagelieder über den Einjährigen und seinen Burschen, wie schlecht es in den jetzigen Zeiten um die armen Bauern stände u. s. w. u. s. w., bis ihn Spender ungeduldig unterbrach: „Lieber Mann, das ist ja alles sehr schön, was Sie mir da sagen, aber hier ist der Quartierzettel, darauf steht klar und deutlich „zwei Mann" und wir müssen schon von unserem Rechte Gebrauch machen. Uebrigens mache ich mir aus Ihrem Heuboden, denn weiter wird man hier wohl nichts zum Schlafen bekommen, recht herzlich wenig und bin gern bereit, ein Wirtshaus aufzusuchen, wenn in diesem verwünschten Nest hier ein einigermaßen anständiges vorhanden ist. Nur für meinen Burschen verlange ich ein leidliches Quartier und etwas Ordentliches zu essen; es soll mir dann auf ein paar Groschen nicht ankommen."

Diese Rede war für den Bauern allerdings eine unerwartete Musik, und er begann mit Eifer die Lage und Verhältnisse der beiden Wirtshäuser zu entwickeln, deren sich Klein-Mistrau zu erfreuen hatte.

„Gleich hier diese Straße hinauf," er deutete die Hauptstraße entlang, „rechts," und dabei zeigte er links, „das dritte Haus ist ein einfaches Wirtshaus, aber noch etwas weiter hinauf, fast am Ausgange des Dorfes, liegt noch eins „Zur goldenen Pflaume"; das ist sogar eine Ausspannung, hat drei Zimmer zum Uebernachten und einen umfangreichen Tanzsaal."

„Schön," sagte der Einjährige, „dann werde ich einmal dort versuchen, aber Sie müssen mir noch einmal ordentlich die Richtung zeigen. Sie sagen ja immer rechts, wenn Sie links zeigen."

„Ja, es ist rechts," bestätigte der Bauer, „das dritte Haus rechts, wenn Sie über den Bach gehen," und dabei fuchtelte er mit der linken Hand in der Luft herum, daß Spender wirklich nicht wußte, wohin er sich wenden sollte.

„Hören Sie doch um Gottes willen mit Ihrer Rederei auf, lieber Mann, und zeigen Sie mir jetzt einmal ganz ruhig mit dem Arm die Richtung an, wo die Gasthöfe liegen."

„Da," sagte der Bauer, „nach der Richtung darunter."

„Na, das ist ja doch links," sagte der Einjährige aufatmend, wandte sich zu seinem Burschen, dem er noch einige Instruktionen über die zu reinigenden Sachen gab, und schritt dann der Hauptstraße zu, auf welcher soeben der schmutzige Marketenderwagen mit seinen abgetriebenen Kleppern daherkroch.

Der Marketender, ein widerliches, durch Trunk heruntergekommenes Subjekt, hielt an und fragte mit den devotesten, allerdings in falsches Deutsch gekleideten Ausdrücken, wohin der Herr seine Sachen zu haben wünsche, denn die Einjährigen führten ziemlich

umfangreiche Koffer mit Extraanzug, Wäsche und allerlei Toilettengegenständen mit sich, um auch in diesen unwirtlichen Gegenden die nötige Fühlung mit der Civilisation nicht zu verlieren.

„Geben Sie den Koffer nur dort unten in dem niedrigen Hause ab; mein Bursche wird ihn in Empfang nehmen.

Als Spender noch mit dem Marketender sprach, näherte sich Sergeant Windich, der Quartiermacher, der für die Herren Einjährigen unter der Hand stets noch gute Quartiere in petto hatte und fragte Spender, ob er vielleicht ein hübsches Zimmer mit einem bequemen Bett haben möchte. Er wisse ein solches im Dorf und wolle es ihm gern abtreten; andernfalls würde er es dem Einjährigen Pechler anbieten, der sogleich mit dem Transport kranker Pferde anlangen müsse. Natürlich ging unser Freund ohne Bedenken auf diesen höchst erwünschten Vorschlag ein und folgte unverweilt dem Sergeanten, der ihn in das von dem Bauer als geringer bezeichnete Wirtshaus führte. — Hier zeigte sich, daß der Quartiermacher gar nicht zu viel versprochen; Spender schloß sofort mit dem Wirt einen Vertrag, nach dem er das Zimmer für zwei Nächte mit Beschlag belegte, wogegen eine Entschädigung von sechs Mark zu zahlen sei. Der Preis konnte nun zwar keineswegs Anspruch auf Niedrigkeit machen, doch war der nunmehrige Inhaber des Zimmers froh, wieder einmal eines Menschen würdig in einem Bett schlafen zu können, anstatt wie bisher auf einem zugigen Heuboden kampieren zu müssen.

Als nun Blank, der Bursche, mit dem Koffer erschien, wurde von Grund auf Toilette gemacht, Seife, Pomade und Eau de Cologne bis zur Verschwendung angewendet und dann der Koffer wieder vorsorglich verschlossen. Blank entfernte sich mit dem von den Mühen des Tages lebhaft zeugenden Kommißanzuge, um denselben zu reinigen, während der nun wieder vollständig salonfähige Einjährige zunächst seinen mißmutig knurrenden Magen zu beruhigen wünschte.

Das Radetzky-Denkmal in Wien. Originalzeichnung von M. Ledeli. (Mit Text.)

Der Gasthof schien jedoch seinen gerechtfertigten Ansprüchen auf reinliche Zubereitung keineswegs zu genügen, und so schlenderte unser Held die Dorfstraße entlang, um zu rekognoscieren, wie die Verhältnisse in der goldenen Pflaume lägen. Es erwies sich diese in der That als ein feineres Wirtshaus, und nach wenigen Minuten saß unser Held hinter einem Diner, welches er sich den gegebenen Verhältnissen zufolge nicht besser hätte wünschen können. Seine Freude über das „famose Futter“ wurde noch dadurch wesentlich erhöht, daß sein Freund Schnuphase mit einem ziemlich verdrießlichen Gesicht eintrat und erzählte, daß ihm sein Wirt eine niederträchtige Mehlsuppe und eine Art Gurkensalat vorgesetzt habe, ein Fraß, den er trotz seines gewaltigen Appetites nicht habe hinunterzuschlingen vermögen; er wolle jetzt versuchen, ob sich der Fehler hier korrigieren lasse.

„Das Essen ist hier wirklich ausgezeichnet,“ antwortete Spender; „ich kann es Dir nur empfehlen; auch der Wein ist ziemlich gut, ich habe schon eine ganze Flasche „Liebfrauenmilch“ hinunter.

„Das ist ja famos,“ sagte Schnuphase, nieste aus lauter Freude dreimal hintereinander, und bald saßen die beiden Freunde hinter einem über und über mit Tellern bedeckten Tisch. — Kurz darauf erschien auch der Einjährige Pechler mit dem Sergeanten Windich, welcher die Früchte seiner Bemühungen einheimsen wollte und sich nun die Liebfrauenmilch wohl schmecken ließ.

„Nun, Pech- — Ptschi — Pechler, wie steht es denn mit Ihrer Sabine? Hat sie immer noch die alten — ha — ha — a — pt — Ptschi — Druckstellen auf dem Rücken? Dieser verdammte

Schnupfen, ich habe mich einmal wieder gehörig er= — Ptschi — erkältet wollte ich sagen.

„Ach, das ist eine infame Geschichte," erwiderte Pechler auf die Frage Schnuphases. „Ich laufe nun schon das ganze Manöver über von einem Dorfe zum anderen und habe nur die ersten vier Marschtage auf dem verwünschten Gaul gesessen. Jetzt ist das Manöver vorbei und ich habe nichts weiter zu sehen bekommen, als die schlechten Quartiere und die holprigen Wege, die ich mit meinem Schinder an der Hand zu Fuß habe machen müssen. Neulich konnten wir es in den Stiefeln gar nicht mehr aushalten; da haben wir sie denn ausgezogen, über den Sattel gelegt und sind als Kneippsche Badegäste einhergelaufen. Es ist niederträchtig. Nun fürchte ich mich schon wieder vor den drei Marschtagen nach Hause."

„Da brauchen Sie keine Angst nich zu haben," fiel hier Sergeant Windich ein. „Uebermorgen, wenn die Schwadron aufbricht, werden die ganzen kranken Pferde in die Eisenbahn gepackt samt den dazu gehörigen Kerls; dann sind Sie schon zwei Tage früher zu Hause als wir."

„So?" erwiderte Pechler mit frohem Erstaunen, „das wäre in der That brillant. Und ich bin dann wohl auch einer von den dazu gehörigen Kerls?" fragte er höhnisch lächelnd den Sergeanten, mit dessen Ausdruck, worauf alle in ein schallendes Gelächter ausbrachen.



„Jetzt gehen wir!" Nach dem Gemälde von Ad. Eberle. (Mit Text.)
Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Da wurde plötzlich die Thür aufgerissen und herein stürzte Sergeant Wetter mit den scharf hervorgestoßenen Worten: „Was? Hier sitzen Sie also? Und ich habe schon das ganze dreckige Dorf nach Ihnen abgesucht. In fünf Minuten ist Pferde-Appell, daran scheinen Sie gar nicht zu denken. Schnell nach dem Stall, wenn Rauh Sie heute abfaßt, dann giebt's bestimmt was raus; er ist so wie so nicht rosiger Laune."

Es war allerdings fünf Minuten vor vier Uhr. Im Eifer des Gespräches und bei dem guten Wein hatte sich niemand um die Zeit gekümmert, und man hatte vollständig vergessen, daß der Pferdeappell auf vier Uhr angesetzt war. Es blieb daher den drei Einjährigen nichts weiter übrig, als ihre Mützen in der Eile aufzuraffen und im Laufschritt nach dem Stall zu eilen, nach welchem Wetter bereits vorangeschritten war. Der Quartiermacher indes blieb ruhig hinter seiner Flasche Liebfrauenmilch sitzen, streckte die Beine noch weiter unter den flaschenbeladenen Tisch und strich sich behaglich den kriegerischen Schnurrbart. — Er brauchte ja nicht dabei zu sein.

Atemlos kamen alle vier auf dem Hofe an, gerade, als die Leute mit den Pferden den Stall verließen. Glücklicherweise hatten die Burschen für die Pferde der Einjährigen gesorgt, und die letzteren brauchten ihre Tiere deshalb nur in Empfang zu nehmen. So war noch nichts verloren; nur eins bedrückte den armen Spender, nämlich, daß er seine Extra-Uniform angezogen hatte; mit derselben durfte er nicht vor dem Rittmeister erscheinen. Aber es war nichts zu ändern; Zeit hatte er nicht mehr, sich umzukleiden, und so mußte er sich wohl oder übel in sein Schicksal ergeben.

In langer Reihe standen die „blanken" Pferde auf dem beschränkten Marktplatze des Dorfes.

Mit dem Worte „blanke Pferde" wollen wir jedoch nicht andeuten, daß sie übermäßig gut geputzt waren, (das ist im Manöver immer eine so eigene Sache), sondern nur hervorheben, daß die Pferde weder Sattel noch Decke aufhatten und nur durch eine einfache Strickhalfter bewiesen, daß sie nicht frei waren. Die Soldaten, sämtlich in Drillichjacken, standen mit den Händen in den Taschen bei ihren Tieren und langweilten sich; nur Spender in seiner schmucken Extrauniform war unter lauter Larven die einzig fühlende Brust! Und in der That fühlte seine Brust eine arge Beklemmung, als der Eskadronschef jetzt um die Ecke bog und der Wachtmeister sein „Stillgestanden" kommandierte.

„Schwadron zum Pferdeappell angetreten!" meldete Kaper, nachdem er dem Rittmeister bis auf die drei reglementsmäßigen Schritte entgegengegangen war.

Von Rauh legte, wie dankend, den Zeigefinger an seine verkniffte Manövermütze und sagte mit ruhiger, kalter Stimme: „Vorführen."

Einzeln trat nun jeder Mann mit seinem Pferde vor den Rittmeister, meldete Namen und Einstellungsjahr seines Tieres und wartete, bis das Kommando „Trab" gegeben wurde. Dann nahm er vorschriftsmäßig sein Pferd am Zügel und trabte die Dorfstraße entlang, damit der Chef erkennen konnte, ob ein Pferd lahm sei, oder sich sonst einen Schaden gethan hätte. Von Rauh war, wie jeder gute Schwadronschef, mit seinen Pferden sehr penibel und strafte Vergehungen der Mannschaften gegen dieses höchste Gut des Kavalleristen mit rücksichtsloser Härte. Aber er untersuchte nicht nur die Pferde, er unterwarf auch die Leute einer gründlichen Okularinspektion, und wo er einen „schmutzigen Kerl" fand, da kanzelte er ihn gehörig herunter; denn „Schmierfinken" waren ihm in den Tod verhaßt.

So hatte er bereits die halbe Schwadron mit militärischer Genauigkeit (und das will was heißen) betrachtet, als Spender mit seinem Pferde, seiner Extrauniform und klopfendem Herzen herantrat. „Valentin, preußische Remonte 1868," meldete er in tadellos strammer Haltung.

Der Rittmeister achtete zunächst gar nicht auf den Vorführenden, sondern beschäftigte sich eingehend mit dem schwarzbraunen Wallach; er untersuchte, ob das Pferd ordentlich geputzt sei, faßte in die Kinnladen, hob die Füße auf und betrachtete Fesseln und Hufe. Es war alles auf das beste in Ordnung, und er öffnete soeben den Mund, um das erlösende „Trab" zu kommandieren, als er der Uniform des Einjährigen ansichtig wurde. Mit schneidender Kälte im Ton und unheimlicher Ruhe begann er: „Wie kommen Sie dazu, der Spender, hier beim Pferde-Appell in dieser Maskerade zu erscheinen?" Von Rauh liebte es, die vor ihm stehenden Leute in der dritten Person anzureden.

Der Gefragte stand starr wie eine Bildsäule und — schwieg.

„Der Einjährige Spender, wie kommen Sie dazu, hier in solchem Aufzuge zu erscheinen beim Pferde-Appell?" wiederholte von Rauh schärfer.

„Ich — ich hatte nicht mehr die Zeit — mich umzukleiden — Herr Rittmeister!" stotterte Spender, zu einer Antwort gedrängt, endlich hervor.

„So! Also, um eine Drillichjacke anzuziehen, hatten Sie keine Zeit, der Spender, aber um eine Extrauniform anzuziehen, dazu hatten Sie Zeit. Na, ich werde dem Einjährigen Spender 'mal etwas Zeit verschaffen, daß er sich im Umziehen üben kann. Wachtmeister! Der Einjährige tritt heute nachmittag um fünf, um sechs und um sieben Uhr komplett bei Ihnen an und um halb fünf, halb sechs und halb sieben im Drillichanzug. Ich habe die Strafe darum so gering (?) bemessen, der Spender, weil Ihr Pferd sauber geputzt war, sonst hätten Sie noch ganz etwas anderes bekommen. — — — Trrrabbb!!! — — —"

So war der gefürchtete Augenblick vorüber. Die Strafe war, wenn auch unangenehm, so doch verhältnismäßig (wenigstens für Rauh) gelinde, und der „Reingefallene" war froh, daß die Sache noch so abgelaufen war. — — —

Gegen sieben Uhr that der Einjährige den letzten Gang. Im sauber geputzten kompletten Anzuge trat er beim Wachtmeister zum Rapport an. Kaper war mit allem zufrieden und machte eine süßlich wohlwollende Miene.

„Na, Einjähriger Spender," begann er, „Sie sind ja nun fertig mit Antreten. Aber sagen Sie 'mal, wie kamen Sie denn heut' dazu, „in Extra" zum Appell zu kommen. Wissen Sie, ich habe so eine Ahnung, Einjähriger Spender, als ob heut' Ihr Geburtstag ist. He?"

„In der That, Herr Wachtmeister," versetzte der Gefragte überrascht, „aber — — —"

„Aber, Sie wollen wissen, wie ich das erfahren habe," ergänzte Kaper den unvollendeten Satz. „Na, sehen Sie 'mal, Einjähriger, hier sind acht Briefe und eine Postkarte, und so ohne Grund werden Sie doch im Manöver nicht so viele Briefe an einem Tage bekommen."

„Es ist allerdings so, wie der Herr Wachtmeister sagen," erwiderte der Einjährige, indem er die dargereichten Briefe in Empfang nahm. „Deshalb möchte ich mir erlauben, den Herrn Wachtmeister heut' abend zu einem kleinen Souper einzuladen, bei welchem auch meine Kameraden Schnuphase und Pechler, sowie die Herren Sergeanten Wetter und Windich zugegen sein werden."

„Nun, wenn heute Ihr Geburtstag ist, dann kann ich es Ihnen doch nicht abschlagen, Herr Spender," meinte Kaper mit schmunzelndem Lächeln, „und ich will Ihnen man gleich herzlich gratulieren und Ihnen viel Glück zum Avancement wünschen. Na, wo geben Sie denn die Suppé."

„Dort oben in der Ausspannung „Zur goldenen Pflaume"; also um acht Uhr, Herr Wachtmeister!"

Als Kaper zustimmend nickte, nahm Spender noch einmal flüchtig militärische Haltung an, machte eine leichte Kehrtwendung und verließ das Zimmer, indem er die Briefe, die er soeben erhalten, öffnete und auf der Straße dahinschlendernd las. So konnte er freilich den Rittmeister von Rauh nicht erblicken, welcher ihm entgegenkam und vergeblich auf das ihm zukommende Honneur wartete.

„Der Einjährige Spender!" rief er mit der ihm eigentümlichen Kälte im Ton.

Der Angerufene fuhr auf und eilte mit wenigen Schritten zu dem gestrengen Chef.

„Warum grüßen Sie nicht, der Einjährige?" fragte von Rauh eisig kalt.

„Ver — zeihen, Herr Rittmeister — — ich — — — ich habe den — Herrn Rittmeister nicht gesehen."

„Warum sehen Sie Ihren Vorgesetzten nicht, der Einjährige Spender? Was! Wissen Sie nicht, der Spender, daß der Soldat seinen Vorgesetzten sehen und infolgedessen grüßen muß!"

„Zu befehlen, Herr Rittmeister."

„Also, warum befolgen Sie Ihre Instruktion nicht, der Einjährige Spender? Das ist Insubordination! Das merken Sie sich, der Spender."

Darauf betrachtete er den wie eine Bildsäule Dastehenden mit Kennermiene, fand aber alles in Ordnung und winkte deshalb ab.

Kurz darauf trat der Gepeinigte in das Haus, wo sein Bursche wohnte und entledigte sich des schweren Anzuges.

Einige Minuten später wandelte er der „goldenen Pflaume" zu, wo er die ganze Gesellschaft mit Ausnahme des Wachtmeisters bereits versammelt fand.

An diesem Abend ging es begreiflicherweise sehr lustig her. Nachdem Kaper durch sein Erscheinen den heiteren Kreis vervollständigt hatte, wurde ein Souper aufgetragen, so elegant es in Klein-Mistrau zu bekommen war, und der Wein fand ein reichliches Absatzgebiet. — Nach Beendigung des Essens wurden die Karten hervorgeholt und ein gemütlicher Skat gemacht. Währenddessen gab Sergeant Wetter viel von seinen Feldzugserlebnissen zum besten, wie er namentlich, wenn auch keine französischen Festungen, so doch französische Frauenherzen im Sturm erobert habe, und wir können uns des Verdachtes nicht erwehren, daß es der alte Unteroffizier mit der Wahrheit seiner Erzählungen nicht so genau nahm. Wachtmeister Kaper, welcher beim Skat merkwürdigerweise immer gewann, (böse Zungen behaupteten, er mogele), hatte schon einen großen Haufen Geld zur Rechten liegen und verzog gnädig, wie er

heute war, seinen breiten Mund zu jenem wohlwollend süßlichen Lächeln, welches wir schon heute früh vor der großen Attacke bei ihm bemerkt hatten. Sein Wohlwollen steigerte sich aber noch von Minute zu Minute, denn je öfter ihm Spender ein Glas Liebfrauenmilch einschenkte, um so freundlicher nickte er seinem großartigen Geber einen stummen Dank zu.

So verfloß der Abend in urgemütlicher Geselligkeit ohne irgend einen Mißklang. Es war bereits halb zwei Uhr, als man aufbrach, und es erscheint uns beim Anblick der kolossalen Batterie geleerter Flaschen als nichts Merkwürdiges, daß mancher Körper für die dazu gehörigen Beine etwas zu schwer geworden war. Arm in Arm ohne Unterschied der Chargen verließ man das Lokal, nachdem Spender unter einem vernehmlichen Stoßseufzer sein Portemonnaie um ein Merkliches erleichtert hatte.

(Schluß folgt.)

Verwertung des Fallobstes.

Die Falläpfel werden am zweckmäßigsten zur Geleebereitung verwendet. Soll das zu erzeugende Gelee klar werden, so ist darauf zu sehen, daß die Aepfel im Innern rein weiß gefärbt sind. Man vierteilt die ungeschälten Aepfel, entfernt alle Wurm- und Faulstellen und spült die Stücke mit reinem Wasser gut ab, bringt sie hierauf in einen Kessel, giebt so viel Wasser zu, daß die Früchte bedeckt sind, und kocht so lange, bis sie sich zerdrücken lassen. Nun spannt man ein entsprechend großes weißes Leinentuch über einem passenden Gefäße auf, schöpft die ganze Masse aus dem Kessel hinein, läßt den Saft ablaufen und preßt nach dem Abkühlen aus. Der Saft bleibt so lange stehen, bis sich die trübenden Fleischteile zu Boden setzen, wird dann vorsichtig so abgegossen, daß man nur den klaren Saft erhält; man bringt diesen in einen Kessel, der so groß sein muß, daß der Saft, ohne überzukochen, steigen kann, setzt pro Kilogramm Saft $^1/_2$ bis $^3/_4$ Kilogramm gute blaufreie Raffinade zu und schäumt beim Kochen gut aus. Der Saft, beziehungsweise das Gelee trübt sich sofort, wenn sich am Rande des Kessels irgend welcher Ansatz bildet, und aus diesem Grunde ist der Kesselrand mittelst eines in Wasser getauchten Pinsels stets rein zu halten. Sobald der Saft vom Rande des eingetauchten Schaumlöffels nicht mehr in einzelnen Tropfen, sondern in Lappen herunterfällt, wird der Kessel sofort von dem Feuer genommen, das fertige Gelee in die dafür bestimmten Gefäße gebracht, welche, luftdicht verschlossen, in trockenen, kühlen Räumen aufbewahrt werden. In einem Beutel mitgekochte geschälte Quitten, mit Kernen und Kernhäusern, geben dem Gelee eine hübsche rote Färbung, etwas abgeriebene Citronenschale oder ein kleiner Vanillezusatz einen aromatischen Geschmack.

Apfelsaft wird folgendermaßen bereitet: Man reinigt Falläpfel, zerschneidet sie in vier Teile, kocht sie in einem Kessel mit überstehendem Wasser so lange, bis sie sich zerdrücken lassen, und preßt den Saft ab. Nachdem sich die Fleischteile zu Boden setzten, schüttet man den klaren Saft vorsichtig ab, setzt pro Liter 150 Gramm Zucker zu, kocht denselben, unter sorgfältigem Ausschäumen, 20 Minuten, füllt ihn abgekühlt auf Flaschen, welche man, gut verkorkt, an einem kühlen Orte aufbewahrt. Als Zusatz zu Wasser ist dieser Saft im heißen Sommer sehr angenehm.

Apfelwein aus Falläpfeln muß wegen seiner geringen Haltbarkeit schnell konsumiert werden. Man setzt derartiges Obst entweder im Freien oder in luftigem Raume auf 1 Meter breite und hohe, oben zugespitzte Haufen, wodurch es sich erwärmt, schwitzt, einen Teil seiner Säure verliert, seinen Zuckergehalt vergrößert, schneidet alle Wurmstellen und Faulflecke aus und verfährt wie bei der Bereitung gewöhnlichen Apfelweines.

Zur Essigbereitung eignen sich alle Obstarten, das heißt Kernobst sowohl als Stein- und Beerenobst in allen seinen Arten und Sorten. Auch die Beschaffenheit der Frucht schließt ihre Verwendung nicht aus, so daß demnach Obst, welches im Sommer vom Sturme halbreif vom Baume geschlagen wurde, angefaultes, sogar wurmiges Obst, welches für andere Zwecke überhaupt nicht verwendbar ist, weiter die Obstabfälle, welche beim Dörren und bei der Weinbereitung entstehen, recht zweckmäßig bei der Essigbereitung Verwendung finden können.

Die einfachste Methode der Essigbereitung aus Fallobst ist folgende: Man zerquetscht das zur Verfügung stehende Obst, bringt es in ein Faß, giebt so viel Wasser zu, daß nach dem Beschweren des Obstes mit einem losen Faßboden und Steinen alle Früchte bedeckt sind, und stellt das Faß an eine möglichst warme Stelle. Später gewonnenes Obst kann bis zur Füllung des Fasses hinzugenommen werden. Nach genügender Gährung der Masse preßt man den Saft ab, zieht ihn auf ein reines, ungeschwefeltes Faß, welches man an möglichst warmer, jedenfalls aber frostsicherer Stelle aufstellt und so lange mit gutem, starkem Essig spundvoll hält, bis die Essiggährung vorüber ist, was dann der Fall ist, wenn jedes Geräusch im Fasse aufgehört hat. Um Unreinigkeiten abzuhalten, legt man ein Brettstückchen auf das Spundloch, welches man mit zwei Nägeln leicht anheften kann. Der Essig muß bis nach vollendeter Essiggährung auf dem Fasse lagern, welche aber mindestens ein halbes Jahr Zeit beansprucht. Setzt man dem Essiggut Himbeeren, Brombeeren ꝛc. zu, so geben diese Früchte ein vorzügliches Aroma. Behufs Klärung des Essigs zum Verkaufe setzt man pro Liter Faßgehalt einen Eßlöffel voll pulverisierte Knochenkohle zu, rührt sie ordentlich ein und läßt den Essig, nachdem sich die Kohle zu Boden setzte, über einen einfachen Filter laufen.

(Zeitschrift für Obst- u. Gartenbau.)

Am Spätsommertage.



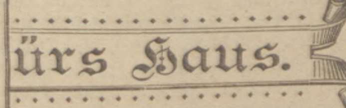
Sei mir gegrüßt, Spätsommerzeit,
Von Sonnenlicht durchflossen,
Du Wald im dunkelgrünen Kleid,
Du Beet voll Asternsprossen,
Du Feld, wo jeden Halm umspinnt
Ein blitzendes Gewebe,
Und du vor allem, Himmelskind,
Du segenschwere Rebe.

Kein Vöglein braucht zu deinem Lob
Zu singen seine Weisen,
Du Tag, den Glanz und Duft umwob —
Wer mag dich würdig preisen!
O, bist du stumm, du bist's, fürwahr,
In sel'gem Selbstvergessen,
Gleich einem süßen Lippenpaar,
Darauf wir Küsse pressen!

Was heiße Sonnenglut gereift,
Wir dürfen's froh empfangen,
Und mild wie Frühlingsfächeln streift
Dein Odem Stirn und Wangen,
Und die Erinn'rung bringt den Kranz
Aus ihren Paradiesen. —
Spätsommertag, voll Duft und Glanz,
Gegrüßt sei und gepriesen!

Emil Rittershaus.





Fürs Haus.

Bezug zu einer Schlummerrolle.

Sehr vorteilhaft ist es, wenn man die Schlummerrollen mit einem waschbaren Bezug versieht, wie er mit dieser Abbildung gezeigt wird. Er ist aus feinem weißem Leinen hergestellt und an den abgerundeten, als Volant ausfallenden Abschlußenden mit einem weißen, gestickten angekrausten Battiststreifen



Bezug zu einer Schlummerrolle.

besetzt. Ein untergesteppter Saum nimmt ein Zugband auf, so daß man den Bezug zum Waschen leicht von der Schlummerrolle abstreifen kann. Zum Zierrat wird der Mittelteil mit einem leichten Blumenzweige und mit Streumustern versehen, die man nach Belieben mit Waschseide oder Garn ausführt. In der Größe richtet sich der Bezug nach der Schlummerrolle, für die er bestimmt ist; unsere Vorlage ist 70 Centimeter lang und 42 Centimeter weit und kostet 3 Mark 75 Pf. — Modell von K. R. Voß, Berlin W, Kurfürstenstraße 114.

Körbchen zum Warmhalten für gekochte Eier, mit gestrickter Hülle.

Das hübsche, geschweifte Körbchen ist aus feinem Geflecht hergestellt, hat eine ösenartige Randverzierung und zwei Henkel. Ein gestricktes Tuch ist so in das Körbchen genäht, daß vier überstehende Dreiecke klappenartig die hineingelegten Eier decken und sie warm erhalten. Die Strickarbeit ist sehr einfach. Man braucht zwei hölzerne Stricknadeln, 150 Gramm blaue Krimmerwolle und 1 Lage blaue Zephyrwolle. Nachdem 40 Maschen aufgelegt sind, arbeitet man, immer rechts strickend, ein Quadrat, mascht ab und vernäht den Faden. Dann behäkelt man die vier Seiten mit einem Abschlußkäntchen von Zephyrwolle: 1 St., 1 Picot (d. h. 5 Lftm. und 1 f. M. in die erste derselben); fortlaufend wiederholen. — Durch die Stäbchen wird ein blaues Seidenband gezogen, eine Schleife ziert eine der Ecken. Bezugsquelle: Karl Rich. Voß, Berlin W, Kurfürstenstraße 114.



Körbchen zum Warmhalten für gekochte Eier.



Marienbad. Die Kurstadt Marienbad — ein Weltkurort, zweitgrößter Badeort der österreichisch-ungarischen Monarchie — liegt im westlichen (deutschen) Teile des Königreiches Böhmen, nahe der sächsischen und bayrischen Grenze, in einer duftigen, von fichtenbewachsenen Bergen überragten Waldschlucht, 628 Meter über der Meeresfläche, 182 Kilometer von Prag und 35 Kilometer von Eger und Karlsbad entfernt. Nur gegen Süden offen, sonst nach allen Seiten von dunkelgrünen Waldbergen umschlossen, bietet der von anmutigen Spazierwegen durchzogene und mit prächtigen Parkanlagen versehene Kurort ein so liebliches Bild, daß selbst ein verdüstertes Gemüt davon einen erheiternden Eindruck empfängt. Diese berühmte Kurstadt wird vornehmlich von Frauen besucht, die in den Moor- oder Stahlbädern Heilung von ihren Leiden erhoffen. Marienbad, das ungefähr 250 Häuser zählt, besitzt eine neuerbaute Kolonnade, elektrische Stadtbeleuchtung, prächtige Hotels, ein Theater und alle modernen Verkehrsanstalten. Die Saisondauer, während welcher sich ungefähr 16,000 Kurgäste und ca. 12,000 Passanten einfinden, ist von 1. Mai bis 30. September. St.

Richter: „Haben Sie noch etwas zu Ihrer Verteidigung beizufügen?"
Angeklagter: „Nee, hoher Gerichtshof, da werd' ick mir wohl hüten, indem Sie mir am Ende bei die Kälte freisprechen."

Das Radetzky-Denkmal in Wien. Ungefähr im Mittelpunkte Wiens auf dem Platze „Am Hof" erhebt sich das im Jahre 1893 enthüllte Radetzky-Denkmal, welches dem volkstümlichsten Helden Oesterreichs gewidmet ist. Radetzky ist der „Marschall Vorwärts" der österreichischen Völker. Das Denkmal von Professor Zumbusch, dem Wien bereits mehrere hervorragende Monumente verdankt, modelliert, stellt den Feldmarschall in vorgeschrittenen Jahren, etwa aus dem Jahre 1848, dar. Das Pferd steht still, und Radetzky, den Stab in der Linken, die zugleich die Zügel hält, hat die Rechte zur Brusthöhe erhoben. Deutet er auf fernstehende Truppen, oder spricht er zu seiner Umgebung? Die beiden Reliefs, welche den Sockel zieren, lassen auf letzteres schließen, denn das der Straße zugewendete zeigt den Marschall im Kreise seiner Soldaten, die jubelnd zu ihm emporblicken, während das Relief an der rechten Seite Radetzky mit seinen Generalen auf dem italienischen Feldzug darstellt. Die vordere und rückwärtige Seite des Sockels nehmen Widmungstafeln ein, während das Ganze ringsum mit Ziergliedern, Adlern u. s. w. geschmückt ist. Das Radetzky-Denkmal zählt zu den besten Arbeiten des Professor Zumbusch, von dem bekanntlich auch das großartige Maria Theresia-Monument, auf dem Platze zwischen den beiden Wiener Museen am Burgring, enthüllt wurde.

„Jetzt gehen wir!" sagt der Förster, und in gespanntester Erwartung harren seine drei Getreuen des Augenblicks, da er die Thür wirklich öffnen wird; die junge Frau lacht: sie weiß schon, alle drei werden im nächsten Augenblick hinausstürzen in's Freie. Es liegt ein Hauch echter Gemütlichkeit und frischen Humors auf dem Bilde.



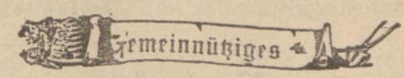
Beim Drill. Hauptmann (zu einem Rekruten, dem an der Uniform ein Knopf fehlt): „Mensch, Sie fangen wohl schon an, abzurüsten!"

Kompliment. Dame: „Ich fürchte mich ganz entsetzlich während eines Gewitters." — Herr: „Ganz begreiflich, mein Fräulein, wenn man so viel Anziehungskraft wie Sie besitzt."

Glaubhaft. Schutzmann: „Was machen Sie hier?" — Einbrecher: „Ich habe vor vierzehn Tagen einen Hausschlüssel gefunden, und da probiere ich, in welches Haus er paßt, damit ich ihn dem Eigentümer zurückgeben kann."

Marschall Soubise. Man machte dem französischen Marschall Soubise den Vorwurf, bei der Schlacht von Roßbach sich nicht an der Spitze seines Heeres, sondern in der Badewanne befunden zu haben. Sogleich erschien eine holländische Medaille, welche auf einer Seite die Schlacht von Roßbach, auf der andern aber den Prinzen Soubise in der Badewanne, mit der Umschrift darstellte: „Das ist ein General, der sich gewaschen hat!" St.

Goethe und die Catalani. Folgende amüsante Geschichte, die den Beweis erbringt, daß man eine sehr große Sängerin sein kann, ohne deshalb einen blauen Dunst von der Litteratur zu haben, erzählen Pariser Blätter: Madame Catalani wurde einst zur Hoftafel in Weimar beigezogen und erhielt ihren Platz neben Altmeister Goethe, wodurch die Sängerin ganz besonders ausgezeichnet werden sollte. Madame Catalani hatte aber keine Idee von der Existenz eines Goethe, und nur seine imposante majestätische Gestalt und die Ehrfurcht, mit der man ihn behandelte, veranlaßte sie, ihren anderen Nachbarn zu fragen, wer dieser Herr sei. — „Das ist der berühmte Goethe!" — „Ah so!" sagte die Catalani, „aber ich bitte Sie, es fällt mir gerade nicht ein . . . welches Instrument spielt er?" — „Das ist kein Musiker," sagte der gefällige Nachbar, „er ist ein Dichter — der Dichter von „Werthers Leiden," Sie werden doch ums Himmelswillen schon etwas von ihm gelesen haben!" — „Ja, ja, jetzt erinnere ich mich," sagte die Catalani, und sofort wendete sie sich an Goethe mit den Worten: „Ach, mein Herr, Sie haben keine Idee, welch eine Verehrerin des „Werther" ich bin!" — Goethe antwortete mit leichter Verbeugung für dieses schmeichelhafte Kompliment. — „Noch nie in meinem Leben," fuhr die lebhafte Dame fort, „habe ich herzlicher lachen müssen, als bei der Erstaufführung in Paris. Es ist eine ganz kapitale Farce, und sie war auch immer sehr gut besucht." — „Madame," antwortete Goethe erstaunt, „Werther — eine Farce?" — „Nun ja," antwortete die Catalani, „ich schwöre Ihnen, ich habe noch nie so gelacht, ja, ich muß noch jetzt lachen, wenn ich daran denke; es ist aber auch komisch." — Es stellte sich bald heraus, daß Madame Catalani von einer schlechten Parodie des „Werther" sprach, worin die Sentimentalität des Romans ins Lächerliche gezogen wurde. — Den ganzen Abend war Goethe mißgestimmt, Madame Catalani aber verlor ihren Kredit und wurde zu keiner Hoftafel mehr zugezogen. St.



Frisches Brot ist gefährlich für Kaninchen. Will man den Tieren Brot reichen, so muß es wenigstens einige Tage alt sein.

Ein bewährtes Mittel, um den Bandwurm abzutreiben, ist folgendes: Man kocht von Resedablüten einen starken Thee, mischt diesem eine Gabe Ricinusöl bei und genießt denselben vor dem Schlafengehen.

Die Zwiebel darf mit Recht beanspruchen, daß sie unter die Arzneipflanzen gerechnet werde. Der Saft der gewöhnlichen Zwiebel vertreibt die Warzen und Hühneraugen. Man legt die Zwiebel zu diesem Zwecke drei bis vier Stunden in Essig, schneidet sie dann in der Mitte durch, löst die feinen Häute ab und befestigt sie mit kleinen Leinwandstreifen auf dem Hühnerauge. Wiederholt man dies gewissenhaft täglich einigemale, so löst der Saft die Hornhaut derart ab, daß man das eigentliche Auge mit Leichtigkeit vollständig entfernen kann. Gegen das Ausfallen der Kopfhaare ist Zwiebelsaft ein bewährtes, im Orient seit Alters her bekanntes Mittel, ein Mittel, das auch die alten Griechen und Römer bereits gekannt und geschätzt haben. Die kahlen Stellen des Kopfes sowohl als die Haarwurzeln werden mittelst einer durchgeschnittenen Zwiebel eingerieben. Trefflich wirkt auch das Einreiben von Zwiebelsaft mit Franzbranntwein und Klettenwurzelabsud vermischt. Zwiebelsaft, mit gutem, reinem Essig gemischt, zieht man in die Nase gegen Nasenbluten. Bei Bienen- und Insektenstichen ist Zwiebelsaft ein ausgezeichnetes, schnell wirkendes Mittel.

Logogriph.

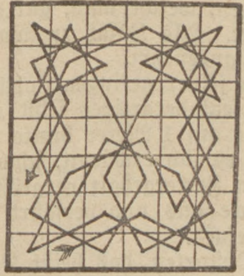
Es mundet dir gut,
Verschaffet dir Mut.
Drei Zeichen voraus
Und — schmutzig sieht's aus. Falck.

Worträtsel.

Man hört mich wohl und fühlt mich auch,
Doch hat mich keiner je geseh'n,
Ein jeder immerfort mich braucht;
Und fehl' ich, ist's um ihn gescheh'n.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung.



Früchte fallen, Rosen bleichen,
Blüte muß der Blüte weichen,
Nimmer doch vom Tode grau
Lischt des Himmels Sternenblau;
Ewig auf- und nieder schwellen
Dieses Meeres alte Wellen.
Friedrich Schlegel.

Schachlösungen:

Nr. 206. L g 8—f 7 e 5—e 4
T b 8—c 8 † L b 6—c 5
L f 7—e 8 etc.

Nr. 207. D c 3—e 1 S a 5—c 4
D e 1—g 3 : f 4—g 3 : etc.

Problem Nr. 209.
Von S. Loyd.
Schwarz.

A B C D E F G H
Weiß.
Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Ahorn, Nahor. — Der Charade: O Stern, Ostern.
Des Logogriphs: Thur, Ur.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.